

*Ein „Werkstattbild“ des Verfassers*

WILHELM SCHACK  
x

***Ich jagte  
das Weiße Nashorn***

MIT KAMERA UND BLITZLICHT  
IM ZULULAND



UMSCHAU VERLAG · FRANKFURT AM MAIN

Alle Rechte vorbehalten

Entnahme von Bildern aus diesem Buch für Vorträge, Illustration usw.

nur nach vorheriger Genehmigung durch Verfasser und Verlag

© Umschau Verlag · Frankfurt am Main 1958 · Printed in Germany

Einbandgestaltung: Atelier Hans Breidenstein, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Brönners Druckerei (Inh. Breidenstein), Frankfurt am Main

*Meinen lieben Eltern*

und

*Herrn Dr. h. c. Henri Dumur*

in steter Dankbarkeit

## Zu Wilhelm Schacks Bildern und Worten

*Auf den nachfolgenden Seiten erzählt Wilhelm Schack von seinen Begegnungen mit dem Weißen Nashorn, jenem urweltlichen Tier, das sich an wenigen Stellen Afrikas gerade noch bis in unsere Tage erhalten hat und zu den besonders faszinierenden unter den vom Aussterben bedrohten Tierarten zählt. Der bekannte Tierfotograf gibt seinen Bericht mit einer Bescheidenheit, die ihm und seinem Beruf zur Ehre gereicht, obwohl sein Hang zur „Untertreibung“ den Leser, der sich nicht auf leise Untertöne versteht, zuweilen außerstand setzt, seine Leistung gebührend einzuschätzen.*

*Zum ersten Male in der rühmlichen Geschichte der Tierfotografie hat einer es gewagt, mutterseelenallein, ohne Schutz und ohne Waffe, sich diesem seltenen, wehrhaften, unberechenbaren Wild eine ganze Nacht lang zuzugesellen. Das allein würde die Veröffentlichung des textlichen und fotografischen Niederschlags der Unternehmung rechtfertigen.*

*Ein Weiteres jedoch ist wichtiger. Schack geht es um weit mehr als die Wiedergabe persönlicher Erlebnisse: um die Sache, um das Erwecken der öffentlichen Anteilnahme am Schicksal eines aussterbenden Wildes, das er wie kein anderer in seinen Lebensäußerungen belauschen und mit der Kamera festhalten konnte. Gerade daraus erwächst dem Verlag, getreu seinem Programm, eine Verpflichtung.*

*Dem Leser sei es überlassen, sein Ohr für die Zwischentöne zu schärfen, aus denen er die Stimme einer beinahe versunkenen Epoche des Lebens auf unserer Erde vernehmen wird.*

## Von Zuluana bis Folsi

*Im Senckenberg-Museum zu Frankfurt zündete ein Blitz . . .*

Wenn heute irgendwo in der Welt die Zoologen am grünen Tisch zusammenkommen, bleibt es nicht aus, daß sie vom Weißen Nashorn reden. Und wenn der Name dieses Tieres fällt, dann wird ihre Sprache lebhafter, schlagen ihre Herzen höher. Je weniger der einzelne das Glück hatte, eines der urigen Geschöpfe zu Gesicht zu bekommen, um so größer ist gewöhnlich sein Wissen von dem Tier und seiner Geschichte. Mit der zunehmenden Seltenheit einer Art wächst die Anteilnahme der Forscher. Beobachtungen, schriftlich und mündlich Überliefertes werden gewissenhaft registriert und weidlich besprochen. Jeder weiß etwas Neues dem Gespräch beizusteuern. Und je länger man darüber redet, um so machtvoller ersteht in der Vorstellung die geheimnisumwobene Gestalt dieses Tieres. Ein Thema ohne Ende. Mir war es vergönnt, den Weg – vom grünen Tisch gewissermaßen – in die Heimat der seltenen Dickhäuter zu finden. In Angola fing es an. Oder viel richtiger: in Frankfurt am Main, im Senckenberg-Museum. Dort steht ein präpariertes Nashorn. Dort fiel der zündende Funke in das Herz des Jünglings, in dessen Geiste bereits durch eifriges Studium jeglicher erreichbaren Literatur die bildlichen Eindrücke von den Nashörnern vorgeformt waren. Lange stand ich vor dem Monstrum, und meine Gedanken schweiften hinüber nach Afrika. Das Dämmerlicht im Ausstellungsraum entrückte den Gegenstand ins Unwirkliche und ließ meiner Phantasie die Zügel schießen. Fünfzig Millionen Jahre sind in Gedanken rasch übersprungen. Damals bevölkerten die Vorväter dieses präparierten Exemplars die Erde; ihr Auftreten leitete, geologisch, die Neuzeit ein. Ich träumte von anderen Artgenossen, dem indischen, dem javanischen, dem sumatranischen und nicht zuletzt dem afrikanischen Spitzmaul-Nashorn. Bizarre Gestalten, fremd, fast unwirklich erscheinend für das menschliche Auge unserer Tage. Welch ein Wunder, daß diese Tierart einen so unvorstellbaren Zeitraum überlebte! Daß es solche Urwelt-Kolosse heute noch gibt!

Nun, ihrer viele sind es nicht mehr. Was die Natur in fünfzig bis sechzig Jahrmillionen geschaffen und erhalten hat, konnte ein paar Jahrhunderten, konnte unserer Zeit nicht widerstehen. Der Mensch mit seinem Drang, sich Siedlungsgebiete zu eigen zu machen, nicht zuletzt mit Hilfe des Pulvers, das er erfand, hätte das Weiße Nashorn beinahe völlig ausgerottet. Die aus dem Tertiär hervorgegangenen und bis auf unsere Tage überkommenen Nashörner werden nicht mehr in der Lage sein, noch einmal auch nur einen winzigen Bruchteil derselben Zeitspanne zu überleben.

Von dem Tage an, da ich im Senckenberg-Museum vor dem präparierten Tiere stand, und insbesondere während der dann anschließenden achtjährigen Tätigkeit unter meinem größ-

ten Förderer, Herrn Dr. Kurt Priemel – ehemals Direktor des Frankfurter Zoologischen Gartens –, wuchs mein Verlangen, das zweitgrößte Säugetier Afrikas in seiner Heimat aufzusuchen, es zu sehen, seine Gewohnheiten zu studieren.

Schließlich – wie vielen Menschen ist solches vergönnt? – wurde der Traum zur Wirklichkeit! 1935 landete ich zum ersten Male in Afrika. Ohne Geld, aber ausgerüstet mit einer Leica, voller Ideen und Tatendurst.

Ich ging nach Angola in Portugiesisch-Westafrika. Einmal, weil ich eine schwache, nicht ganz hoffnungslose Verbindung dorthin angeknüpft hatte, zum andern, weil ich wußte, daß im südöstlichen Angola noch vereinzelt Weiße Nashörner vorkommen sollten. Eine zweite Reise war nötig, um endgültig und enttäuscht die Gewißheit zu erlangen, daß ich in Angola nicht weiter zu suchen brauchte. Einst waren die „Weißen“ hier, das stand fest. Beweise gab es genug. Außer Erzählungen und Aufzeichnungen aber war nichts mehr zu finden. Die Jäger haben dafür gesorgt, daß die Spuren der letzten Nashörner im Winde verwehten und ihre Pfade für ewig unter dem Gras verborgen liegen.

Jahre vergingen. Die Wogen des Krieges warfen auch mich aus der friedlichen Lebensbahn. Schon glaubte ich, ich würde wohl niemals mehr ein Weißes Nashorn zu Gesicht bekommen, als eines Tages im Jahre 1946, auf meiner dritten Afrikareise, wie aus heiterem Himmel in Pretoria die Nachricht eintraf, im Zululand sei ein kleines „Weißes“ gefangen worden. Man ist versucht, das ein wenig abgegriffene Bild von der „Bombe“ zu verwenden, um die Wucht deutlich zu machen, mit der die Meldung – wenigstens für mich und meinesgleichen – bei uns einschlug. Man stelle sich am besten vor, daß Überlebende eines längst für gesunken gehaltenen Schiffes plötzlich gesichtet werden, um zu ermessen, was die Nachricht für uns bedeutete. Und als sollte ich für mein jahrelanges, vergebliches Suchen endlich belohnt werden, fügte es sich, daß der Direktor des Nationalen Tiergartens in Pretoria, Dr. R. Bigalke, mich einlud, beim Verfrachten des Tieres dabeizusein. Es war nämlich von der Provinzialverwaltung Natal's dem National-Zoo in Pretoria zum Geschenk gemacht worden, und der rasche Abtransport zu seinem Bestimmungsort schien geboten. So durfte ich helfen, das 105 Pfund schwere, etwa sieben Tage alte Jungtier nach Pretoria zu verbringen. Ein unwahrscheinlicher Glücksfall für mich! Nicht nur, weil es sich um das erste gefangene und für einen Zoo bestimmte Weiße Nashorn überhaupt handelte, sondern weil die Reise mir Gelegenheit gab, einen – wenn auch nur flüchtigen – Einblick in das südafrikanische Nashorngebiet zwischen den Umfolosiflüssen zu gewinnen. Vor allem lernte ich die Männer kennen, die ihre schützenden Hände über dieses entlegene Territorium hielten. Die Begegnung mit ihnen sollte zum Anstoß werden für die endliche Erfüllung meines heißesten Wunsches, für die Krönung meiner Arbeit als Tierfotograf – und meines Lebens.

Die Rückfahrt mit dem kleinen Nashorn führte über das bekannte Wildreservat Hluhluwe. Hier traf ich Captain H. B. Potter. Von ihm erfuhr ich die Geschichte unseres „Nashörnchens“



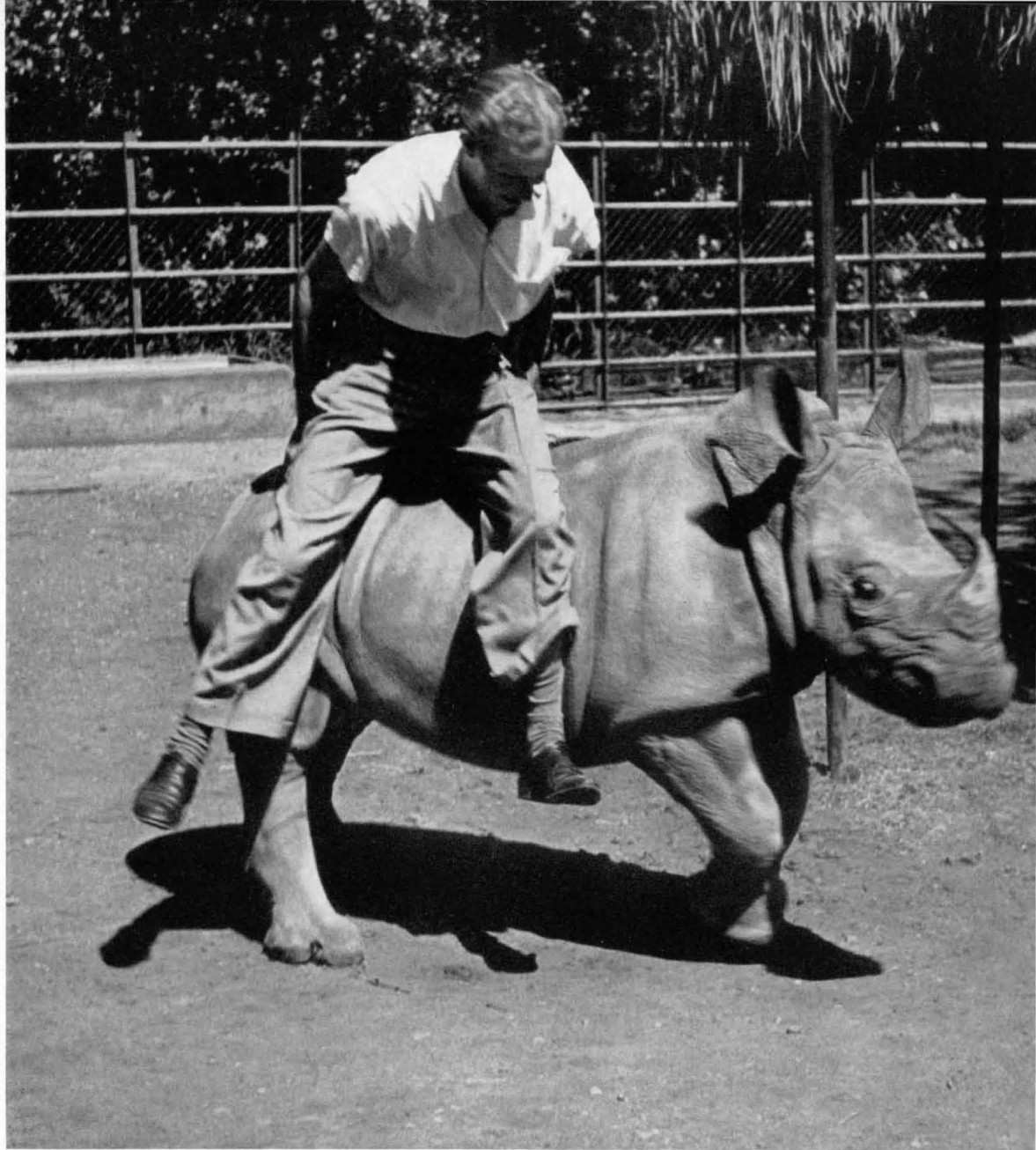


– weiblichen Geschlechts übrigens –, das inzwischen, da es im Zululande gefunden wurde, auf den Namen „Zuluana“ getauft worden war. Die Erzählung verdient schon deshalb wiedergegeben zu werden, weil die Umstände, die zu dem selten glücklichen Fang führten, wahrhaft außergewöhnlich waren. Weiße Nashörner dürfen in Südafrika heute weder geschossen noch gefangen werden, auch nicht für staatliche Einrichtungen wie Museen oder Zoologische Gärten. Ein Zufall mußte also zu Hilfe kommen, um Pretorias Zoo das erste Exemplar dieser Art zu bescheren.

Eine Anzahl Breitmaul-Nashörner trieb sich noch in den Randgebieten außerhalb des Umfolosireservats herum. Um sie ins Schutzgebiet zurückzudrängen, entschloß man sich kurzerhand, sie in Richtung des Reservats anzujagen. Letzter Ausweg, die Tiere vor dem Menschen in Sicherheit zu bringen. Eingeborene, mit Gewehren und Platzpatronen ausgerüstet, bildeten einen riesigen Halbkreis um das Aufenthaltsgebiet der Nashörner. Lärmend und schießend wurde er enger und enger gezogen; die Tiere gerieten in Bewegung und setzten sich schließlich fluchtartig in die gewünschte Richtung ab.

Eine Art Panik muß sie bei all diesem höllischen Radau erfaßt haben; anders wäre es nicht zu erklären, daß eine Nashornmutter ihr Kälbchen im Stiche ließ. Man hatte den Vorgang bemerkt und das Kleine zunächst stehenlassen, in der Annahme, die Mutter werde es suchen gehen, sobald der Lärm abgeebbt wäre. Doch nichts dergleichen geschah. Als die Sonne sich anschickte, ihren Tageslauf zu beenden, entschloß man sich, das Kälbchen zu fangen, um es nicht während der Nacht zum Opfer der Hyänen werden zu lassen. Der Vorfall mußte unverzüglich dem Administrator von Natal gemeldet werden. Lange Auseinandersetzungen folgten. Die Behörde, die das Tier wieder ausgesetzt sehen wollte, mußte sich schließlich der Einsicht beugen, daß es nicht gelingen werde, das Muttertier wiederzufinden. So landete Zuluana also im Zoo von Pretoria.

Dort übrigens rückte sie vom ersten Tage ihrer Gefangenschaft in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Von allen Seiten wurde sie bestaunt, fotografiert und gefilmt, ihre Lebensäußerungen füllten ganze Seiten der Tageszeitungen, Amerika trat mit hohen Kaufangeboten auf den Plan – Zuluana brachte es im Handumdrehen zur Rolle einer Primadonna. Sie war auch ein gar rührendes Wesen. Sie ließ sich reiten, stundenlang geduldig am Horn herumführen; ihr Benehmen war von der liebenswürdigsten Art und schien ganz im Gegensatz zu allem zu stehen, was man sich gemeinhin über ihresgleichen zu berichten pflegt. Indes: ein Unglück kommt selten allein. Wie Zuluanas Mißgeschick dem Zoo von Pretoria unversehens zu hohem Ruhm verhalf, so führte zweieinhalb Jahre später der Zufall ihr – und dem Zoo – den Partner zu. Eingeborene Wildhüter entdeckten eines Tages im lichten Busch eine hingelagerte Nashornkuh und dicht bei ihr ein größeres Kalb. Rundum auf den Bäumen hockten die Aasgeier, das benachbarte Gestrüpp umschlich das scheue Gelichter der Hyänen und der Schakale. Die Wildhüter pirschten sich näher und stellten bald fest, daß die Nas-



*Zuluanas Benehmen war von der liebenswürdigsten Art...*

hornkuh tot war. Fosis Mutter war offensichtlich in einem verhängnisvollen Zweikampf mit einem anderen Nashorn ums Leben gekommen. Auf ihrer linken Blattseite befand sich ein tiefes Loch von etwa 30 cm Durchmesser, gebrochene Rippen lagen dort zutage. Diese Verletzung mußte den Tod herbeigeführt haben. Niemand war Zeuge des Vorgangs gewesen, außer Fosis und – der Natur, in deren Reich sich nur allzu häufig solche Grausamkeiten abspielen: Bestandteile unerforschlicher Gesetze, denen alles Leben unterliegt.

Die Wildhüter beobachteten weiter und wurden zu Zeugen einer ungewöhnlichen Totenwache. Der junge Bulle hielt bei seiner toten Mutter aus. Tagelang änderte sich nichts an diesem Zustand. Der entsetzlich stinkende Kadaver konnte das Tier nicht bewegen, die Totenwache aufzugeben. Es verjagte alles, was Anstalten traf, sich der toten Mutter zu nähern – auch die Menschen, die immer wieder versuchten, ihn zu vertreiben, in der Hoffnung, er möge Anschluß finden an eine andere Nashorngruppe. Mit jedem Tage wurde das Tier schwächer. Am siebenten Tage blieb es teilnahmslos neben dem Kadaver liegen, während an der anderen Seite Schakale und Hyänen bereits die zähe und trockene Haut zu zerfetzen begannen. Da erst entschloß man sich, nach Rückfrage bei der Provinzialverwaltung, den jungen Bullen einzufangen. Trotz seines geschwächten Zustands lieferte er stundenlangen Kampf, bis er sich schließlich in Schlingen gefangen geben mußte.

„Folosi“ verhielt sich ganz anders als Zuluana. Jede Freundlichkeit von menschlicher Hand lehnte er mit Wildheit ab, noch nach Wochen verjagte er seinen Wärter, der mit unendlicher Geduld ihn zu gewinnen trachtete. Die Beharrlichkeit des Menschen siegte schließlich. Fosis schloß sich sogar besonders eng an seinen Pfleger an, und wenn er einmal außer Sichtweite geriet, rief er ihn mit den klagenden, hohen Pfeiftönen seiner Art, bis er wieder zu ihm zurückkehrte. Nach einigen Monaten der Eingewöhnung brachte man Fosis und Zuluana zusammen. Obwohl das Nashornbaby von einst sich längst zu einer stattlichen Dame ausgewachsen hatte, nahm sie den um vieles kleineren Bullen durchaus ernst und bezeugte ihm den gebührenden Respekt mit all den anmutigen Listen ihres Geschlechts. Heute sind die beiden längst ein unzertrennliches Paar und der Stolz des Zoologischen Gartens von Pretoria. Auch im Falle Fosis war ich mit von der Partie. Bei seiner Einholung hatte ich wiederum helfen dürfen, und dieser zweite Besuch mit den Kollegen vom Zoo im Zululande festigte endgültig meinen Entschluß, in die Heimat der Breitmäuler, in das von der Tsetsefliege verseuchte Bergland vorzustoßen; ich wollte um jeden Preis das Weiße Nashorn mit der Kamera einfangen. Doch ehe ich von der gefahrvollen und schließlich so unerwartet erfolgreichen Expedition berichte, sei ein kurzer Rückblick auf den Lebensweg des Breitmäuler- oder Weißen Nashorns, sein Bild in der jagdlichen Überlieferung und in der zoologischen Literatur erlaubt, weil erst dieser Hintergrund Größe und Bedeutung des Erlebnisses begreiflich macht, dessen ich nach jahrzehntelangem Warten endlich teilhaftig wurde.



## Ein trauriges Kapitel zuvor

### *Herrliche Geschöpfe der Natur – als Freiwild*

Die frühen Siedler in Afrikas Steppen töteten zunächst aus Selbsterhaltungstrieb, zur Gewinnung von Fleisch und Fell. In dem Maße, in dem die Ansiedlungen gesichert waren, erwachte die Lust am Jagdsport, und – angesichts der Überfülle an Wild – die Lust am Töten. Hier galt das Ethos des Jagens und des Hegens nichts. Man schoß, was einem vor den Lauf kam; verwundetes Wild ließ man im Busch verenden. Es schien ja zunächst, als seien unauschöpflich große Mengen von Wild vorhanden . . .

Das rapide Vordringen der „Zivilisation“, der geradezu hektische Verlauf der Landnahme durch den Menschen auf dem afrikanischen Kontinent spiegeln sich wohl am einprägsamsten in der Zurückdrängung der einheimischen Tierwelt. Wollte man den Lebensweg des Nashorns – insbesondere der Spezies, von der in diesem Buche die Rede ist – graphisch darstellen, so würde das Papier für ein maßstabgerechtes Koordinatensystem nicht ausreichen. Die Kurve würde 50 Millionen Jahre lang nahezu horizontal verlaufen – um in den letzten 200 Jahren fast senkrecht abzustürzen.

Im Kapland nahm die Tragödie ihren Anfang. Als die ersten Siedler das Land betraten, weideten Zebras, Antilopen und Flußpferde allenthalben, schlug der Löwe ungehindert seine Beute. Wo die Wildpfade sich zur Tränke schlängelten, stehen heute Wohnhäuser. Die Berge um Kapstadt sind vereinsamt, über den weiten Ebenen des Hinterlandes ist das Löwengebrüll verstummt. Die Nächte der Steppe – einst mit ihrem tausendfältigen Stimmengewirr von Nachtvögeln, Löwen, Hyänen, Schakalen und zirpenden Grillen von geisterhaftem Leben erfüllt – entbehren dieses Lebens heute. Was davon übrigblieb, kann man gegen Eintrittsgeld im Zoo besichtigen. Nur vier Generationen brauchte der Mensch, um das Gleichgewicht der Natur in Afrika aus den Angeln zu heben.

Auf meiner Suche nach den Ursachen für den schnellen Rückgang unserer vierbeinigen Freunde in Afrika stieß ich auf bemerkenswerte alte Schriften. Sie reden eine deutliche Sprache und zeigen, mit welcher verheerenden Gewalt die rücksichtslose Ausrottung über den Kontinent gebraust ist. Die ersten Anzeichen der Wildverdrängung liegen gut 250 Jahre zurück. In der Nähe menschlicher Siedlungen wurden Elefanten, Flußpferde, Antilopen – gefährliches und der Feldbestellung schädliches Wild – sofort seltener.

Weiter landeinwärts trafen die damaligen Reisenden noch unvorstellbar große Herden von Springböcken und jene uns heute sagenhaft anmutenden riesigen Lebensgemeinschaften von Zebras, Antilopen, Straußen und den im letzten Jahrhundert ausgerotteten echten Quaggas. Diesen Herden folgten die Raubtiere. Die Tatsache, daß in manchen – heute längst zivili-



sierten – Gebieten damals Hunderte von Löwen geschossen wurden, läßt Rückschlüsse auf die ungeheure Zahl von Beutetieren dieses königlichen Raubwildes zu.

Dem 19. Jahrhundert war es dann vorbehalten, dem Wild in Südafrika mehr oder weniger den Gnadenstoß zu versetzen. Mit der Verbesserung der Waffen verminderte sich das persönliche Risiko des Jägers; die Jagdgesetze, soweit überhaupt vorhanden, wurden ignoriert. Was ursprünglich der Selbsterhaltungstrieb gefordert hatte, wurde nun zum Sport, zum „Kavalierssport“ gar . . .

Rund hundert Jahre erst liegt die folgende verbürgte Geschichte zurück, ein Beispiel nur für viele. Im Oranje-Freistaat, acht Kilometer etwa von Bloemfontein, hatte man auf Befehl (oder zu Ehren) eines englischen Lords eine „Jagd“ veranstaltet. Tausend Treiber trieben das Wild zusammen. Die Schätzungen der Augenzeugen schwanken, was die Zahl der Tiere angeht, zwischen 20 000 und 30 000 Stück, die, einer donnernden Herde gleich, vor der Veranda eines Farmhauses vorübergetrieben wurden. Von dem sicheren Anstand aus knallte die hohe Jagdgesellschaft blindlings und ohne zu zielen zwischen die eingekesselten Tiere. Unter der Rubrik „Aus der Gesellschaft“ vermeldete die Zeitung die stolze Strecke des Tages: 1000 Stück Wild. Wohlgemerkt, das war nur die Strecke! Was aus den Tieren geworden war, die angebleit dem Kessel entkamen und elend im Busch verendeten – darüber stand nichts in der Zeitung. Vermutlich war ihre Zahl um das Vielfache größer als die der Strecke, und die Totengräber der Wildnis, Hyänen, Schakale und Geier, werden nicht gewußt haben, was sie mit den Tausenden von Kadavern anfangen sollten.

Nicht anders als den Zebras, Antilopen und dem Raubwild erging es den Nashörnern. Im Falle der „Weißen“ oder Breitmaulnashörner kam dem Jäger noch eine bestimmte Eigenschaft der Tiere zugute: Sie verhofften angesichts der zweibeinigen Geschöpfe. Sie standen wie Zielscheiben vor dem Jäger und ließen sich, der Gefahr nicht bewußt, mühelos zusammenschießen. Breitmäuler gehen nun einmal nicht zum Angriff über wie das Spitzmaulnashorn; erst wenn sie Gefahr vermuten, trotten sie davon. Diese Eigenschaft, erst stehenzubleiben und herausfinden zu wollen, was los ist, wäre beinahe die Ursache ihres völligen Untergangs geworden.

Dank meiner im Busch gesammelten Erfahrungen kann ich heute Geschriebenes, alt oder neu, aus persönlichem Erleben beurteilen, und wenn einer sich damit brüstet, ein Weißes Nashorn in Selbstverteidigung geschossen zu haben, setze ich erst einmal getrost ein großes Fragezeichen dahinter. In dieser Hinsicht unterscheiden sich jüngste Reise- oder Jagdberichte nicht wesentlich von solchen früherer Jahrzehnte; der Wunsch, die Daheimgebliebenen das Gruseln zu lehren und den eigenen Mut in gehörigem Lichte erscheinen zu lassen, scheint untrennbar mit der afrikanischen Safari verbunden. Um aber das Ausmaß der angerichteten Verheerungen augenfällig vor sich zu haben, muß man schon einmal in alten Reiseberichten blättern. R. Lydekker verdanken wir die umfangreiche und verlässliche Zusammenstellung,

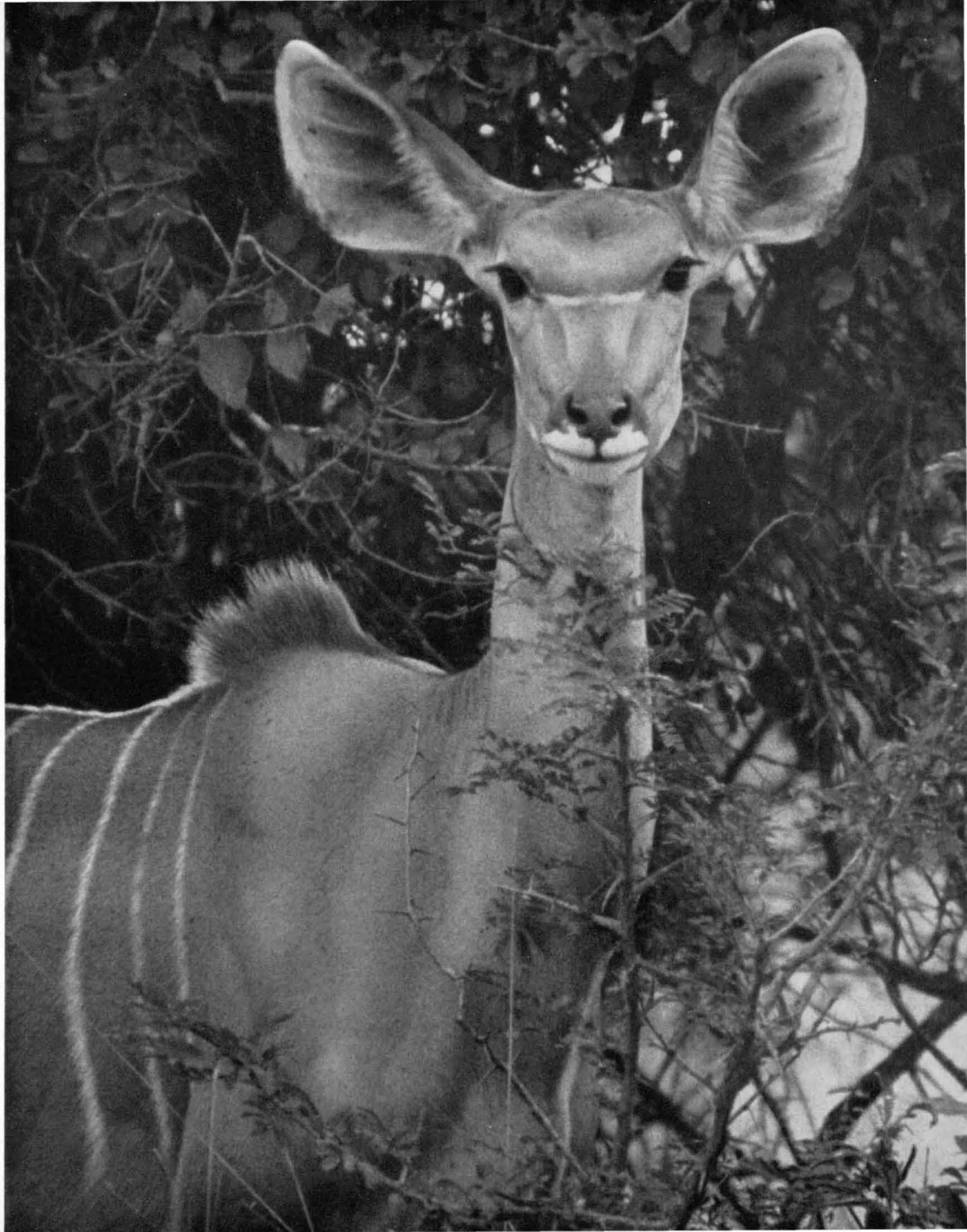


*Hinterteil an Hinterteil —  
so bilden die Tiere angesichts einer Gefahr eine Festung.  
Wie Zielscheiben stehen sie da ...*



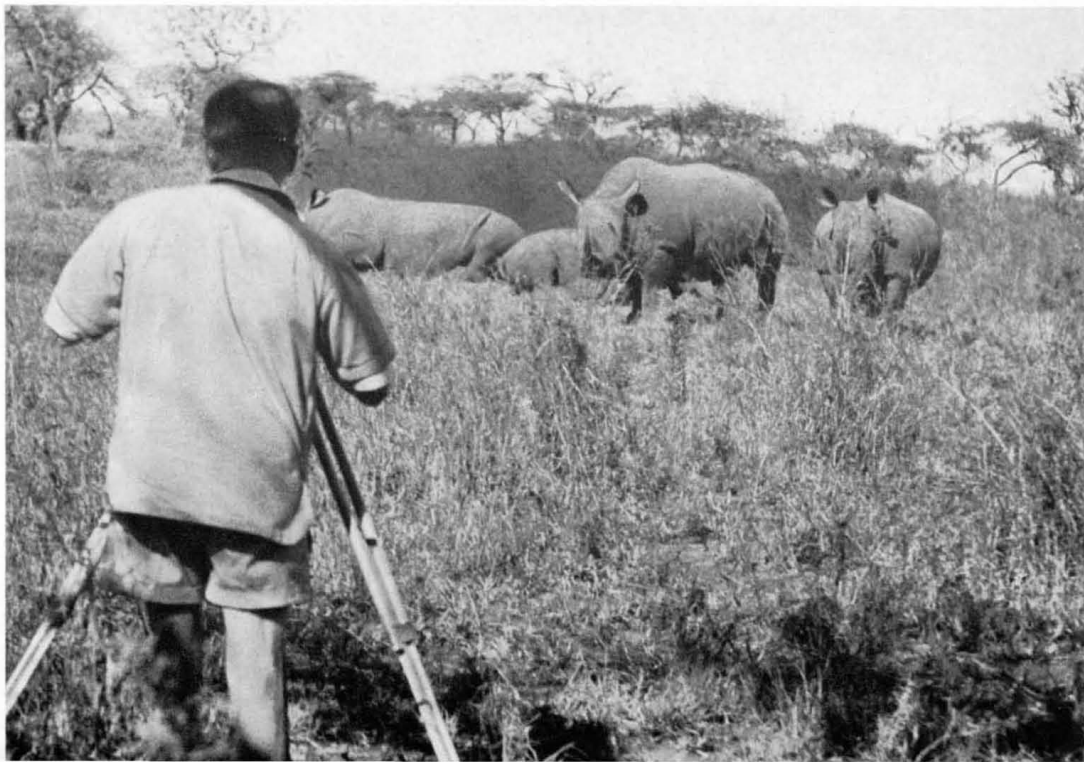
die er im Jahre 1908 unter dem Titel „The Game Animals of Africa“ veröffentlichte und die eine der wenigen gültigen Überlieferungen darstellt, die wir heute haben. Prominente Großwildjäger, Zoologen und Reisende kommen darin zu Wort; ihre Aufzeichnungen erstrecken sich über den Zeitraum von 1812 bis etwa ein Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende. Obwohl – oder vielleicht gerade weil – ihnen nicht die Absicht zugrunde lag, Material ausschließlich über das Abnehmen des Nashornbestandes vorzulegen, kommt ihnen zumeist in nüchterner Sachlichkeit mitgeteilten Beobachtungen der Rang der Dokumentation zu. Einige wenige Proben mögen für sich selber sprechen:

„Im nordwestlichen Teil von Transvaal“, heißt es an einer Stelle, „waren die Weißen Nashörner stark verbreitet. Sir Cornwallis Harris erwähnt in seinen Aufzeichnungen – er reiste im Jahre 1836 durch den Magalis-Bergdistrikt –, daß er acht Tiere sah und auf dem Weitermarsch vom Limpopo-Fluß auf nicht weniger als 22 Tiere stieß, von denen er in *Selbstverteidigung* vier schießen mußte.“ – Auf einem kurzen Jagdausflug im Jahre 1847 oder 1848 haben „zwei Jäger, Oswell und Vardon, 89 Nashörner geschossen, deren Mehrzahl ‚Weiße‘ waren.“ – „Mr. C. J. Andersson schreibt, daß er westlich und südwestlich des Ngami-Sees ungefähr 60 in einer Saison schoß.“ – In solchen Größenordnungen setzen sich die Berichte aus jenen Jahren fort. Schon 1871 aber, so vermerkt F. C. Selous in seinem Tagebuch: „... sind die weißen Nashörner bereits gewaltig reduziert, jedoch gibt es sie noch zahlreich in den unbewohnten Gebieten des Matabililandes, des Mashonalandes, des Gazalandes und im Zulu-land, ebenso in Teilen des östlichen und südöstlichen Transvaal. 1872 sah ich zum ersten Male ihre Spuren in der Nähe von Mangwe. 1873 fand ich sie öfters zum Süden hin in den bergigen Strichen des Landes, östlich der Viktoriafälle ... 1879, auf einem achtmonatigen Jagdzug zwischen den Botlitli-, Mahabi- und Suntaflüssen und dem höheren Chobifluß, war nicht die Spur eines Nashorns zu entdecken. Buschleute erzählten, hier gäbe es keine mehr ... Im Jahr 1884 jedoch, als ich in der Nähe eines Riedbettes zeltete, in das sich der Mahabifluß verliert, trafen Eingeborene mit einem Weißen Nashorn zusammen. Obgleich ich seine Spur sehr weit verfolgte, sah ich nie mehr etwas von ihm. Das war das letzte Weiße Nashorn im westlichen Teil von Südafrika, von dem ich hörte ...“ „Um diese Zeit“, fährt der Bericht fort, „wurden Hörner jeder Größe immer wertvoller. Und da Elfenbein in Afrika immer seltener wurde, stellten die Händler im Matabililand Eingeborene an, um Nashörner zu schießen. Ein Händler allein rüstete 400 Matabili-Neger mit Waffen aus. Sein Store enthielt immer Berge von Nashornhörnern, obgleich laufend große Mengen an Unterhändler abgesetzt wurden, die sie nach Kimberley tragen ließen, von wo sie nach England verschifft wurden.“ Und eine letzte Eintragung: „Im Jahre 1893 hatte Mr. Coryndon das Glück, zwei Bullen zu begegnen, die er alle beide schoß. Einer davon ist im Britischen Museum zu sehen, der andere im Tring-Museum. 1895 erlegte er einen weiteren Bullen im gleichen Teil des Maschonalandes; er wurde von Mr. Cecil Rhodes angekauft und dem Museum in Kapstadt



zum Geschenk gemacht.“ – In nicht einmal hundert Jahren also „avancierte“ das Weiße Nashorn von einem häufig vertretenen Steppentier zum Museumsstück! Man glaubte schließlich, sie seien endgültig ausgerottet.

Viele Jahre später erst wurden sie noch einmal entdeckt, und zwar in einem gefährlichen, von Tropenkrankheiten verseuchten Gebiet im Zululand, in dem heutigen Umfolosi-Reservat. Das Schicksal hatte ihnen eine Atempause gegönnt, die den dezimierten Riesen Gelegenheit zur Erholung und Vermehrung gab. Inzwischen hatte sich endlich das menschliche Gewissen geregt, behördliche Vernunft obsiegte, und in Gestalt schützender Gesetze wurde ein Wall um die letzte Zufluchtsstätte der Weißen und Schwarzen Nashörner im Zululand gelegt. Das war im Jahre 1897. Eine ruhige Periode folgte. 50 Jahre sind inzwischen vergangen, die „Weißen“ und anderes Wild lebten still und friedlich in dem 160 Quadratkilometer großen, von den Umfolosiflüssen begrenzten Gebiet. Nicht viel ist aus dieser Zeit bekannt, kaum einer hatte Zutritt zu diesem Paradies, nur die Wildwächter folgten dem Ablauf der Dinge. Man wußte noch nicht einmal, wieviel Nashörner hier überhaupt lebten. Jedenfalls war kein Rückgang zu bemerken, denn häufiger sah man Nashornkühe mit Kälbern. Und als man im Jahre 1948 daranging, die „Weißen“ zwischen dem Schwarzen und dem Weißen Umfolosifluß von niedrig fliegenden Flugzeugen aus zu zählen, kam man nach wiederholten Versuchen immerhin auf die stattliche Zahl von über 500 Tieren. Ein schöner Erfolg, der dem Wildschutzgesetz und dem unermüdlichen Ringen der Männer, die vom Tierschutzgedanken beseelt sind, zuzuschreiben ist.



## Werden die Schutzgesetze standhalten können?

Zu glauben, daß heute alle Gefahren beseitigt sind, wäre weit gefehlt! An den jenseitigen Ufern der beiden Umfolosiflüsse, die gleich zwei mächtigen Armen die Nashornheimat schützend umfassen, und dem offenen Teil des 160 Quadratkilometer großen Dreiecks liegt Farmland. Farmer und Wildschutz stehen einander in tödlicher Feindschaft gegenüber. Jedes Werkzeug, einschließlich technischer und chemischer Vernichtungsmittel, ist den Farmern recht, wenn es gilt, dem Wild den Lebensraum zu schmälern.

Ein besonders trübes Kapitel in der Geschichte der Dezimierung des Wildbestandes wurde durch ein kleines Insekt ausgelöst: die Tsetsefliege. Bekanntlich gelang es der Wissenschaft erst in jüngster Zeit, des Trägers der gefährlichen Schlafkrankheit, Nagana genannt, Herr zu werden. Die Tsetsefliege zu vernichten wurde jedoch schon vorher versucht, und zwar durch den radikalen Abschluß aller vierbeinigen Tiere – ausgenommen lediglich die Weißen Nashörner. Der schreckliche Kreuzzug war durch die Erkenntnis ausgelöst worden, daß das Wild die Tsetse am Bauch und an den Weichteilen von einem Gebiet ins andere schleppte und somit die Haustiere, vor allem Rinder, gefährdete. Abschlußzahlen sind mir leider nicht bekannt. Ich weiß jedoch, daß Tausende und aber Tausende von Zebras, Büffeln, Kudus, Nyalas, Buschböcken, Wasserböcken und Impalas – dazu viele kleine Antilopen, die übrigens gegen die Schlafkrankheit immun sind – ihr Leben lassen mußten. Nur wenig Wild konnte dem großen Schlachten dadurch entgehen, daß es in andere, von der Tsetsefliege nicht verseuchte Gebiete auswich. Im Laufe der Zeit aber stellte es sich heraus, daß diese „Methode“ keine Garantie für die Ausrottung der Fliege bot. Erst, als man dazu überging, DDT von Flugzeugen aus über dem Busch abregnen zu lassen, gelang der Sieg über das gefährliche Insekt. Ein grandioser Erfolg der Wissenschaft war errungen . . . Die Menschen triumphierten . . . Die Tsetsefliege war tot! Das Schutzgebiet der Nashörner war frei von Schlafkrankheit! Die Türschützer atmeten erleichtert auf. Doch wie das meist im Leben geht: kaum ist ein gemeinsamer Feind niedergedrungen, gewinnt die Raffgier des Menschen wieder Oberhand. Rinder gingen nun nicht mehr ein. Herrliches Weideland dehnte sich mit einem Male verlockend und vielversprechend vor den Augen der Farmer. Worauf also sollten sie noch warten? Sie brauchten nur noch einen Sündenbock als Aushängeschild für ihren Landhunger. Wer war denn schließlich, solange es eine Kolonisierung in Afrika gab, immer wieder an den Mißerfolgen der Landwirtschaft schuld gewesen – wenn nicht das Wild? Die Farmer organisierten sich, ein neuer Feldzug begann, unterstützt von einem Teil der Presse, die sich zum Sprecher des „zivilisatorischen Fortschritts“ machte.

Wenige nur erkennen heute den Ernst der Lage. Würde dem Egoismus der Farmer und ihrer Propaganda freier Lauf gelassen werden, so wäre der Tag nicht fern, da die Menschheit das



Aussterben der Nashörner zur Kenntnis nehmen müßte. Zu diesem unwiderruflichen „Zu spät!“ aber darf es unter keinen Umständen kommen. Noch gibt es genug landwirtschaftlich nutzbares Land in Afrika, von Weidestrecken ganz zu schweigen. Letzten Endes geht es ja doch nur um die Gewinnsucht einzelner, die kein Herz mehr für das Wild haben. Der Wohlstand des Landes wird durch den Aufbruch verhältnismäßig kleiner Wildgebiete nicht im geringsten verbessert. Andererseits jedoch würde der Verlust des zweitgrößten Landsäugetieres des schwarzen Erdteils für alle Zeiten dem weißen Menschen zur Last gelegt werden und ihn mit einem nicht mehr zu tilgenden Makel behaften.

Die meisten Übelstände in dieser Welt werden bekanntlich durch die Gedankenlosigkeit einzelner und durch das Nachplappern unverdauter Vorurteile nicht unwesentlich gefördert. Wie sonst wäre der Ausspruch eines höheren Regierungsbeamten, der im Auftrage einer Landwirtschaftsabteilung außerhalb des Nashorngebiets Untersuchungen anzustellen hatte, zu erklären, daß diese Viecher zu nichts nutze seien und endlich ausgerottet werden sollten? Ob dieser Mann die Tragweite seiner Bemerkung, die ich selbst gehört habe, ermißt?

Wohin kämen wir, wenn alles nur im Sinne des Geldbeutels entschieden würde? Haben Weiße Nashörner wirklich ihre Existenzberechtigung verloren, nur weil sie ein paar Farmern im Wege sind? Wollte man eine Liste derjenigen Vertreter aus dem Tierreich aufstellen, die als Ergebnis solcher Auffassungen für immer vom Antlitz der Erde verschwunden sind – sie würde länger ausfallen, als die meisten von uns sich träumen lassen. Ich weiß, daß – neben den Wissenschaftlern der ganzen Welt – ein guter Teil der Menschheit den Wunsch im Herzen trägt, diesen einmaligen Schatz Südafrikas mit Liebe und Vernunft zu hegen und ihn uns und kommenden Generationen zu erhalten.

Wer heute noch in Afrika auf Wildherden stoßen will, wie sie einst die Steppen des riesigen Kontinents vom Süden bis hoch hinauf in den Norden bevölkerten, ist auf einige wenige Gebiete angewiesen. Wer gar das Weiße Nashorn in freier Wildbahn erleben möchte, der wird überall dort, wo es vor einem Menschenalter noch anzutreffen war, statt seiner nunmehr Rinder, Schafe und Ziegen friedlich weidend finden. Es bedarf schon wirklich ganz besonderer Anstrengungen, ehe man den letzten Giganten einer versinkenden Welt heute noch von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen kann . . .

*Eine erregende Aufnahme aus der Wildnis:  
Auge in Auge mit dem Gepard,  
dem schnellsten Tier in Steppe und Savanne.*

Aussterben der Nashörner zur Kenntnis nehmen müßte. Zu diesem unwiderruflichen „Zu spät!“ aber darf es unter keinen Umständen kommen. Noch gibt es genug landwirtschaftlich nutzbares Land in Afrika, von Weidestrecken ganz zu schweigen. Letzten Endes geht es ja doch nur um die Gewinnsucht einzelner, die kein Herz mehr für das Wild haben. Der Wohlstand des Landes wird durch den Aufbruch verhältnismäßig kleiner Wildgebiete nicht im geringsten verbessert. Andererseits jedoch würde der Verlust des zweitgrößten Landsäugetieres des schwarzen Erdteils für alle Zeiten dem weißen Menschen zur Last gelegt werden und ihn mit einem nicht mehr zu tilgenden Makel behaften.

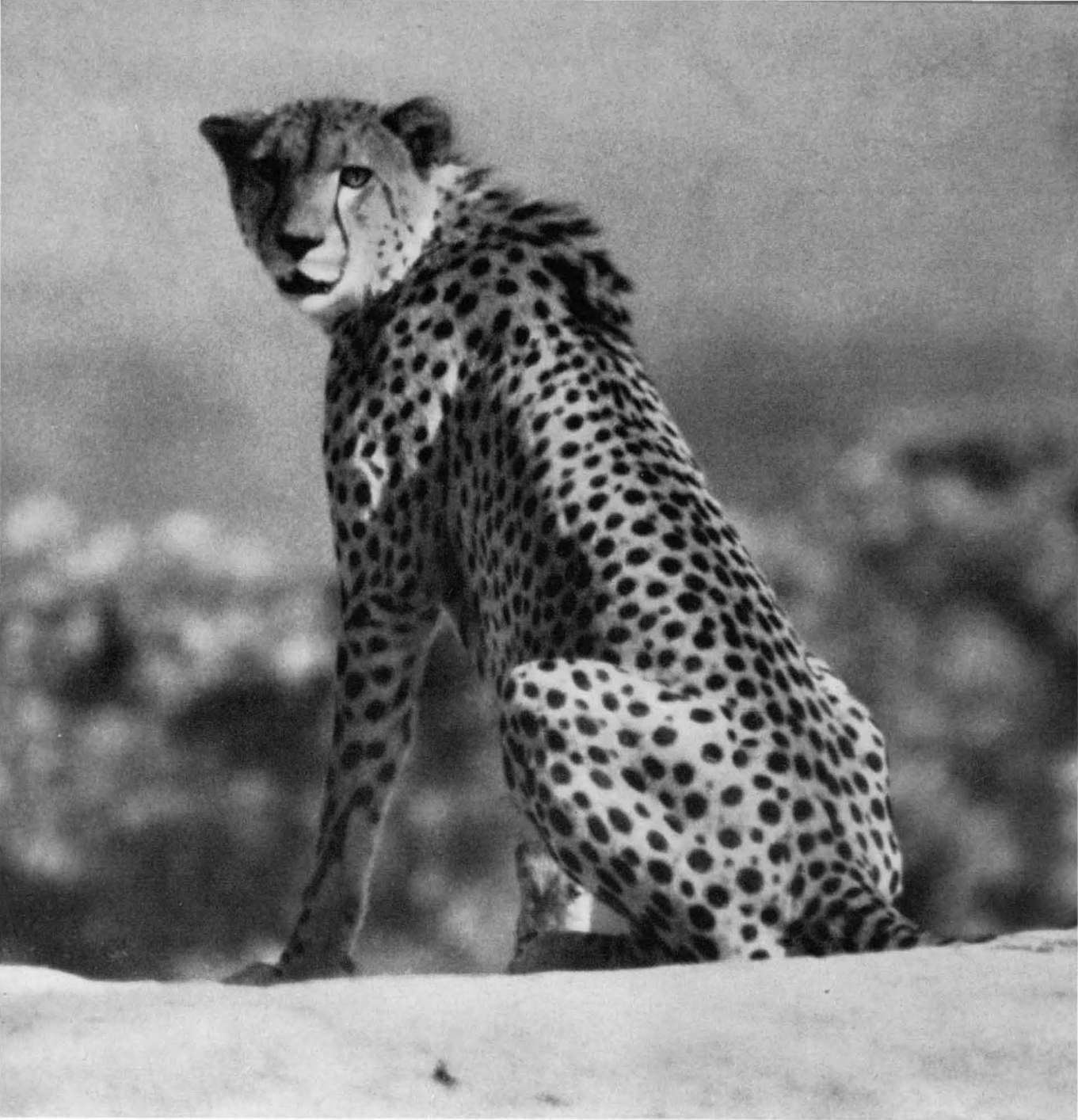
Die meisten Übelstände in dieser Welt werden bekanntlich durch die Gedankenlosigkeit einzelner und durch das Nachplappern unverdauter Vorurteile nicht unwesentlich gefördert. Wie sonst wäre der Ausspruch eines höheren Regierungsbeamten, der im Auftrage einer Landwirtschaftsabteilung außerhalb des Nashorngebiets Untersuchungen anzustellen hatte, zu erklären, daß diese Viecher zu nichts nutze seien und endlich ausgerottet werden sollten? Ob dieser Mann die Tragweite seiner Bemerkung, die ich selbst gehört habe, ermißt?

Wohin kämen wir, wenn alles nur im Sinne des Geldbeutels entschieden würde? Haben Weiße Nashörner wirklich ihre Existenzberechtigung verloren, nur weil sie ein paar Farmern im Wege sind? Wollte man eine Liste derjenigen Vertreter aus dem Tierreich aufstellen, die als Ergebnis solcher Auffassungen für immer vom Antlitz der Erde verschwunden sind – sie würde länger ausfallen, als die meisten von uns sich träumen lassen. Ich weiß, daß – neben den Wissenschaftlern der ganzen Welt – ein guter Teil der Menschheit den Wunsch im Herzen trägt, diesen einmaligen Schatz Südafrikas mit Liebe und Vernunft zu hegen und ihn uns und kommenden Generationen zu erhalten.

Wer heute noch in Afrika auf Wildherden stoßen will, wie sie einst die Steppen des riesigen Kontinents vom Süden bis hoch hinauf in den Norden bevölkerten, ist auf einige wenige Gebiete angewiesen. Wer gar das Weiße Nashorn in freier Wildbahn erleben möchte, der wird überall dort, wo es vor einem Menschenalter noch anzutreffen war, statt seiner nunmehr Rinder, Schafe und Ziegen friedlich weidend finden. Es bedarf schon wirklich ganz besonderer Anstrengungen, ehe man den letzten Giganten einer versinkenden Welt heute noch von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen kann . . .

*Eine erregende Aufnahme aus der Wildnis:  
Auge in Auge mit dem Gepard,  
dem schnellsten Tier in Steppe und Savanne.*





## Von breiten und von spitzen Mäulern

*Wilhelm Busch und das Rhinoceros*

Im Grunde ist das Weiße Nashorn gar nicht weiß. Graubraun von Geburt, bleibt es so sein Leben lang. Was ihm die Farbe verleiht, die den Namen gab, ist der Boden, auf dem es sich suhlt. Vermutlich trug das erste Exemplar, das von einem Menschen gesichtet wurde, eine trockene Schlammkruste auf seinem Rücken; im grellen Sonnenlicht der weiten Grassteppen erweckt seine Erscheinung dann tatsächlich den Eindruck einer weißen Färbung. Diese Deutung scheint mir insofern der Wahrheit am nächsten zu kommen, als sie meinen eigenen Beobachtungen entspricht. Eine zuverlässige Klärung der Herkunft des Namens gibt es nicht. „*Ceratotherium simum simum*“ lautet die zoologische Bezeichnung nach Burchell, und auf gut Deutsch scheint mir der Name Breitmaulnashorn in jedem Falle zutreffender als die Kennzeichnung durch den irreführenden Begriff „weiß“.

Was das zweitgrößte Säugetier Afrikas von seinem kleineren Verwandten, dem Schwarzen oder Spitzmaulnashorn unterscheidet, ist im wesentlichen eben doch sein breites Maul. Gemeinsam sind beiden die plumpe Erscheinung, die kurzen dicken Beine, die fast haarlose Haut, Ringelschwanz, Ohren und die beiden Hörner auf der Nase, deren hinteres kürzer ist. Während die Breitmäuler vorwiegend Gras fressen, nährt sich das Spitzmaulnashorn von niedrigen Sträuchern; für diese Nahrungswahl ist es mit einer Greiflippe, die ihm den Namen gab, besonders ausgerüstet.

Die Weißen Nashörner leben zumeist paarweise oder in kleinen Familiengruppen zusammen, zum Beispiel eine oder zwei Kühe mit ihren letzten oder vorletzten Kälbern. Auch die Bullen, besonders die jüngeren, bleiben gern zusammen. Ich sah bis zu acht Tiere in einer Gruppe. Bei meiner nächtlichen Zählung an der Tränke, von der noch die Rede sein wird, stellten zehn gleichzeitig näherkommende Tiere meine Gelassenheit auf eine harte Probe. Auf meinen Wanderungen im Busch stieß ich nur selten auf Einzelgänger.

Die Weißen Nashörner sind im allgemeinen nicht angriffslustig. Kam ich zufällig einmal in Schwierigkeiten, so war es immer meine Schuld; böswillige Angriffsabsichten auf Seiten der Tiere waren niemals festzustellen. Alle Nashörner haben eine besondere Vorliebe für das Suhlen und können, wenn sie ungestört sind, viele Stunden im Schlamm liegen. Gewöhnlich nehmen sie ihre Schlambäder bei Nacht. Die Reihenfolge allerdings – das fiel mir immer wieder auf – ist: erst Trinken, dann Suhlen – und sei das Wasser auch noch so sehr verschmutzt. Am Tage stehen die Nashörner meist im lichten Busch, zum Schlafen ziehen sie dichtes Gestrüpp und den Schatten der Bäume vor.

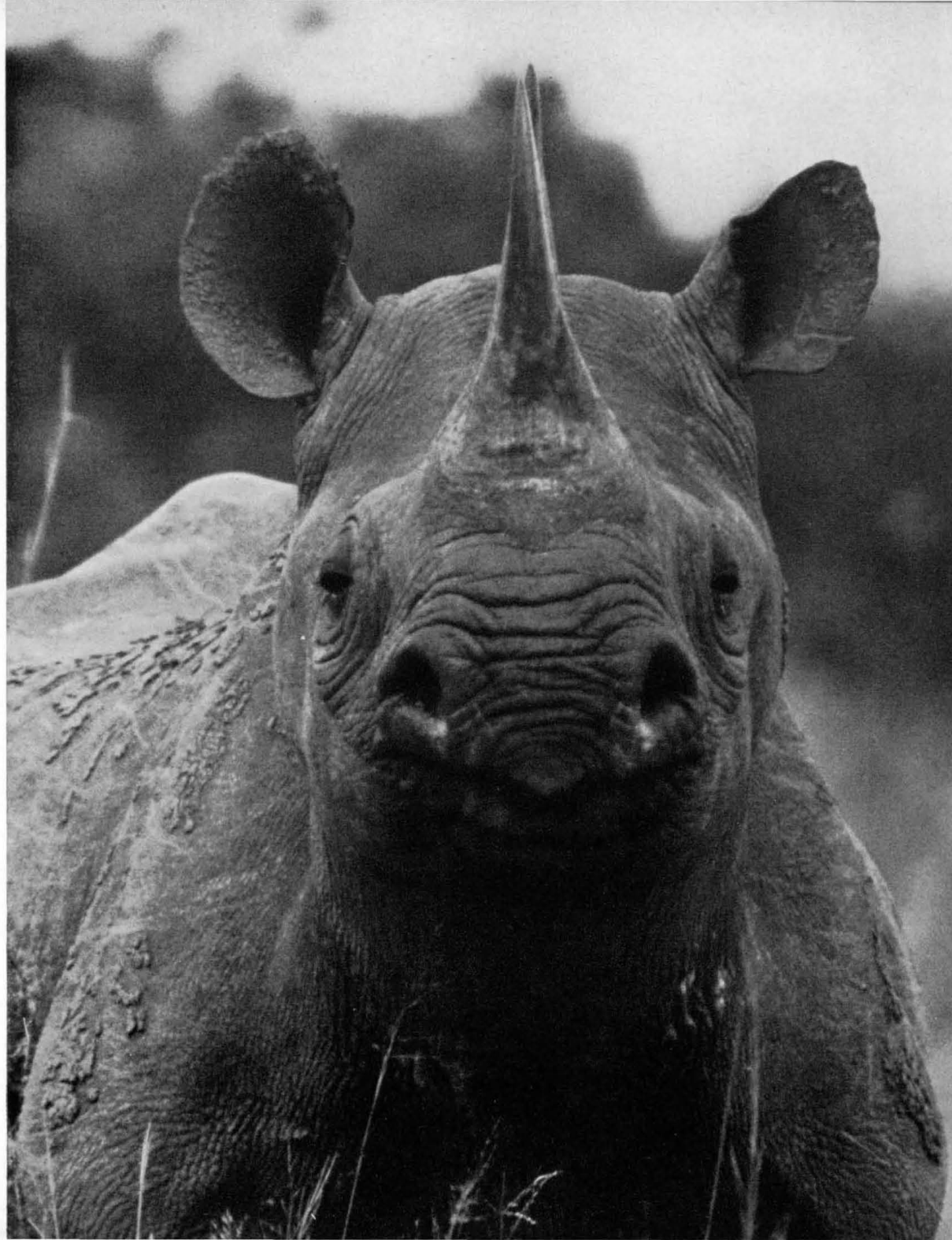
Die Trinkgewohnheiten des Schwarzen Nashorns weichen kaum von denen des größeren



Bruders ab, nur kommen die „Schwarzen“ oder Spitzmäuler nicht in Gruppen zum Wasser wie das „Weiße“ oder Breitmaul; sie gehen allein, paarweise oder mit einem Kalb. Über die Tragzeit der Nashörner weiß man noch nicht viel. Vermutlich beträgt sie zwischen 16 und 18 Monaten. Kein einziger Fall von Zwillingen ist mir bisher bekannt geworden. Ein bemerkenswerter Unterschied in der Führung der Kälber bei beiden Nashornarten wird von Beobachtern häufig erwähnt. So soll das Kalb des Schwarzen Nashorns der Mutter folgen, wogegen das Kalb des Weißen Nashorns vor der Mutter herläuft und mit dem Horn gelenkt wird. Ähnliche Beobachtungen hatte auch ich gemacht, bis mir eines Tages die Aufnahme auf Seite 23 gelang, auf der die Weiße Nashornkuh die Führung übernommen hatte und das Jungtier langsam folgte. Wobei es sich allerdings um ein sehr junges, etwa eine Woche altes Kalb handelte. Man darf demnach annehmen, daß die Kälber der Weißen Nashörner erst von einem bestimmten Alter an, wenn sie stärker geworden sind, vor der Mutter einherlaufen. Im Gegensatz zum Breitmaul ist das Spitzmaul – zoologisch „*Diceros diceros bicornis*“, nach Linnaeus – ausgesprochen angriffslustig. Dank seiner Aggressivität, so sollte man folgern, müßte es sich auch am längsten der Ausrottung widersetzt haben. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade seine Gefährlichkeit forderte die Siedler heraus, ihm den Garaus zu machen. Vermutlich waren es Erfahrungen der Großwildjäger mit Spitzmaulnashörnern, die bei Wilhelm Buschs Versen Pate gestanden haben:

*Wenn das Rhinoceros, das schlimme,  
Dich kriegen will in seinem Grimme,  
Dann steig auf einen Baum beizeiten,  
Sonst hast du Unannehmlichkeiten.*

Meine Kameraden und ich hatten mehr als einmal Gelegenheit, uns den Vierzeiler im rechten Augenblick in Erinnerung zu rufen! Heute ist das Spitzmaul das größte Sorgenkind der Naturschutzbehörden in Südafrika. In den Kindertagen unserer Großväter bevölkerte es noch weite Gebiete, bis nach Kapstadt hinunter. Es wurde, wie es im Jargon der Siedler heißt, „ausgeschossen“. Heute lebt es nur noch im Zululand und im Kaokofeld in Südwest-Afrika, wo seine Bestände und seine Vermehrung im Augenblick den tiefsten Stand erreicht haben. Die Gesamtzahl dürfte bei 200 Exemplaren liegen. Ein Drittel nur des Bestandes an Breitmäulern. Aber was bedeuten schon fünf- bis sechshundert geschützte Breitmaulnashörner in einem Gebiet, das sie vor zwei Generationen noch zu Tausenden bevölkerten, von Transvaal über das Griqualand-West, nordwärts bis zum südlichen Rhodesien, vom Ngamiland bis zu den nördlichen Teilen von Südwest-Afrika!





*Voran der Breitmaulnashorn-  
Bulle mit kurzem, kräftigem  
Horn, hinter ihm eine  
kapitale Kuh – und zwischen  
beiden das Kalb.*



*Während drei der Tiere  
sich dem Trinken widmen,  
hält das vierte Wache,  
indem es nach rückwärts  
sichert.*



*Schwarze oder Spitzmaulnashörner — in der kritischen Sekunde,  
die über Angriff oder Flucht entscheidet . . .*

## Erregende Begegnungen – Vorspiel nur . . .

*William Foster gibt das Stichwort*

Im Reich der Nashörner habe ich Dinge schauen dürfen, die kaum ein menschliches Auge bisher erblickt haben dürfte. Auf Nashornpfaden bin ich gewandelt, meist allein, bewaffnet nur mit meiner Leica. Denn Nashörner dürfen, wie bereits erwähnt, weder geschossen noch gefangen werden, außerdem sind sie – im Gegensatz zu den meisten marktschreierischen Berichten – auf eine bestimmte Weise ungefährlich. Versuchten sie zufällig, in meiner Richtung zu entkommen, gab es noch immer eine Reihe harmloser Mittel, wie etwa das Händeklatschen, um sie zu verscheuchen. Dennoch bot die Unternehmung des Abenteuerlichen und Gefährvollen genug.

Wahrscheinlich hätte ich die Aufgabe nicht gemeistert, hätte mir nicht die zehnjährige Erfahrung zu Gebote gestanden, die ich von dem Tage an, da wir Zuluana in den Zoo von Pretoria holten, habe sammeln können. Seitdem habe ich alle großen Wildgebiete im südlichen Afrika besucht und im Auge behalten. Bei den Nashörnern haben mir Männer wie Captain H. P. Potter, höchster Wildschutzbeamter im Zululand, W. Foster, Wildhüter der Weißen Nashörner, Dr. E. Kluge, Tierarzt und Erforscher der Schlafkrankheit, sowie A. Adank, ebenfalls Wildschutzbeamter, ihre helfenden Hände gereicht und wertvollen Rat erteilt. Ihnen verdanke ich vieles! Sie setzten mich, so darf ich sagen, auf die Spuren der Nashörner, in denen ich bald zu lesen verstand wie in einem aufgeschlagenen Buch, gefüllt mit immer neuen Antworten auf die Rätsel der Natur. Diese Männer auch waren es, die mein Vorhaben, das Weiße Nashorn mit der Kamera zu jagen, in jeder Weise unterstützten. Das Ergebnis, das ich mit diesem Buche vorlegen darf, bedeutet einen Vorstoß in bisher unbekannte Möglichkeiten der Tierfotografie.

\*

\*

\*

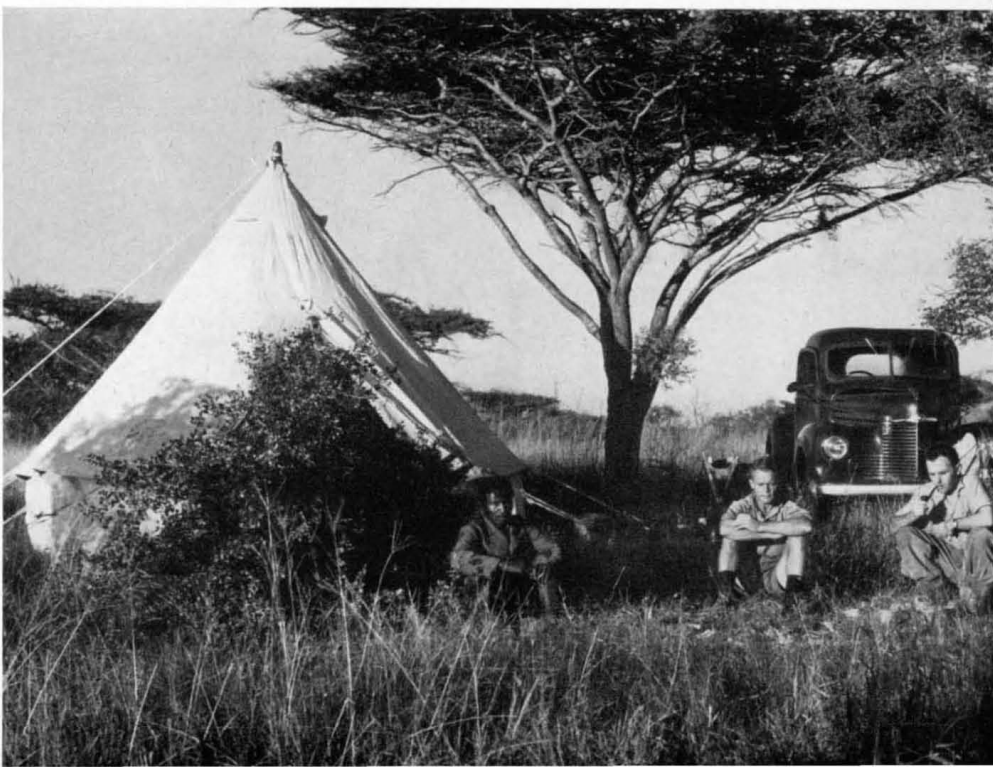
Nahe am Umfolosifluß schlugen wir unser Lager auf. Wir, das waren Wildhüter Adank, mein Freund Reilly, ich und zwei eingeborene Begleiter, die sich alsbald als ausgezeichnete Kenner des Wildes erweisen sollten. Unsere „Jagdtage“ begannen mit Sonnenaufgang. Es wäre sinnlos, den „Weißen“ schon in der Morgendämmerung zu folgen, denn bis zu diesem Zeitpunkt pflegen sie umherzuziehen; selbst bei Tagesanbruch grasen sie noch in den offenen Flächen. Erst wenn die unbarmherzige Sonne auf das Land niederbrennt, wechseln sie zum Schlafen in den Busch. Gleich bei einem unserer ersten Versuche, in das Nashorngebiet einzudringen, trafen wir auf eine vierköpfige Familie der Dickhäuter, die sich durch uns in die



*Aufbruch ins Nashornland.  
Der Wagen wird mit Lager-  
und Fotoausrüstung beladen.  
Rechts: der Verfasser.*



*Wieviele Abende kampierten  
wir so im afrikanischen Busch!  
(Rechts im Bild:  
mein Freund Reilly,  
in der Mitte Freund Adank,  
links einer der treuen  
eingeborenen Begleiter.)*



Enge getrieben fühlte. Auf ihrer Flucht, ausgerechnet in unsere Richtung, stürmte eine Nashornkuh direkt auf Reilly zu. Äste krachten, das dumpfe Stampfen schwerer Füße ließ den Boden erzittern und plötzlich war es da, das riesenhafte Tier. Freund Reilly suchte in seiner Angst Schutz hinter einem kleinen Busch, ehe er ihn jedoch erreichen konnte, stolperte er und fiel platt auf seinen Bauch. Dadurch verschwand er glücklicherweise im hohen Gras und war damit dem Gesichtsfeld des Kolosses entrückt, der nun – kurzsichtig, wie das Nashorn ist – so dicht an Reilly vorüberrauste, daß kaum ein zweiter Mensch zwischen ihnen Platz gehabt hätte. Sekunden später war die wildgewordene Lokomotive im Busch verschwunden. So auch meine drei anderen Begleiter!

Alles war still ringsum, ich stand allein auf weiter Flur. Beängstigend nahe war der drei Tonnen schwere Brocken an mir vorbeigelegt. Ich wischte mir die Stirn und begann zu ahnen, auf was ich mich hier eingelassen hatte. Da erhob sich, bleich und ernst, Freund Reilly aus dem Gras. Ihm war der Schreck so nachhaltig in die Glieder gefahren, daß er fürs erste seine Sprache verloren hatte, und als er sie wieder fand, rückte er sofort mit seinem Entschluß heraus, die Teilnahme an der Kamerajagd auf das Nashorn aufzugeben; sein Bedarf sei ein für allemal gedeckt. Fünf kleine Kamerajäger . . . sie waren nur noch vier.

Die Pirschgänge wurden von Tag zu Tag aufreibender und forderten unsere ganze Kraft. Erfolg und Mißgeschick wechselten ab. Das lange Suchen in der glutheißen Sonne zehrte an unserer Spannkraft. Oft entdeckten die Nashörner uns, ehe wir sie ausgemacht hatten. Ein um das andere Mal stellten sie uns vor die Frage, ob es nicht doch besser sei, unseren Ehrgeiz aufzugeben. Stets siegte der Optimismus, manchmal wohl auch einfach unsere Hartnäckigkeit, und immer wieder packten wir den Stier bei den Hörnern – nur eben das Nashorn nicht. Es war, als ob die Tiere Versteck mit uns spielten. Die Unwägbarkeiten der Großwildpirsch sind ohne Zahl. Fast immer kommt es anders, als man denkt. Und meist kommt nur dann etwas, wenn man nichts erwartet . . .

So strolchten Adank und ich eines Tages – die Zulus hielten Ruhetag im Lager –, nichts Böses ahnend, mit Wasserflasche und Leica durch den Busch. Auf einem ausgetretenen Nashornpfad trottete ich hinter Adank her: zwei mißmutige Gesellen unter der heißen Sonne Afrikas, an alles mögliche denkend, nur nicht an Nashörner. Doch halt! Wie auf Kommando standen wir plötzlich angewurzelt und lauschten in den Wind. Merkwürdige dumpfe Schläge. In unregelmäßigen Abständen. Was konnte das sein?

Vorsichtig pirschten wir uns näher. Staub erfüllte die Luft. Behutsam, Schritt für Schritt tasteten wir uns vorwärts, und mit einemmal erkannten wir in einer Wolke dichten Staubes die schemenhaften Umrisse zweier in einen tödlichen Kampf verwickelter Nashörner. Automatisch waren wir im hohen Gras verschwunden. Die Sinne aufs äußerste angespannt, die Kämpfenden nicht aus den Augen lassend, arbeiteten wir uns kriechend von Busch zu Busch an die Stätte der Auseinandersetzung heran.



Wir waren nicht die einzigen, die sich auf den Kampfplatz zubewegten, wie wir alsbald betroffen feststellen mußten: andere waren zum gleichen Ziel hin unterwegs. Breitmaulnasenhörner, von derselben Neugier getrieben wie wir! Die ganze Gegend wimmelte von ihnen. Wohin wir auch schauten, überall schoben sich graue Riesenrücken durch den Busch – als wäre ein Panzerregiment zum Angriff übergegangen. Erst waren es fünf, bald zählte ich elf, dann gab ich das Zählen auf. Wir zogen vor, stille zu sitzen. Unsere Lage war insofern günstig, als es ringum genügend besteigbare Bäume gab. Wie ich den Kampfverlauf im Augenblick einschätzte, bewegten die Streiter sich auf uns zu; ich mußte damit rechnen, daß sie an uns vorbeiziehen würden.

Nur meine Leica mit dem Hektor 13,5 cm hatte ich bei mir. Schußbereit hielt ich die Kamera in der Hand, aber, du lieber Himmel, ich konnte das Ding nicht stillhalten! Ringsum Nasenhörner, vor uns schwer kämpfende Tiere, dazu mein klopfendes Herz – das war zuviel! Der Kampf wurde mit unvorstellbarer Wucht geführt. Manchmal trat unvermittelt Stille ein. Atempausen. Es schien, als würde der Streit nach Runden ausgetragen. Kämpfend bewegten die Tiere sich aus dem Busch heraus in eine Öffnung. Nun erst konnten wir deutlich sehen, wie gekämpft wurde.

Die Tiere standen nicht Kopf gegen Kopf, sondern, zu meiner größten Überraschung, Seite an Seite. Der weitere Verlauf sollte des Rätsels Lösung bringen. Die schwer bewaffneten Tiere können es sich nicht leisten, ihre Breitseite zu entblößen, die große leicht verwundbare Flanke, in die der Gegner sein Horn zu rennen trachtet. Es war offensichtlich, daß der Schwächere der beiden darauf bedacht war, daß die Schultern aneinandergedreht blieben. Gelegentliche Ausfälle des Gegners fing er geschickt ab. Dabei wurde deutlich, daß keineswegs immer der stärkere Rivale siegen muß, sondern eher derjenige, der mit seinen Kräften hauszuhalten weiß. Die Zulus erzählten uns, daß solche Kämpfe nicht nur über Stunden gehen, sondern Tag und Nacht anhalten können. Wer seine Spannkraft dabei als erster verliert, muß sterben. Naturgesetz! Einmal schon hatte ich an Fosis Mutter gesehen, wessen ein Horn fähig ist. Sie war an einer Wunde verblutet, die dreißig Zentimeter maß, im Durchmesser und in der Tiefe.

Der Kampf tobte an uns vorbei und wieder in den Busch zurück, ins Tal hinab. Gefolgt von der Prozession aller Dickhäuter, die er angelockt hatte. Wir versuchten, die Schar der Zuschauer zu zählen. Adank kam auf 43, ich auf 45 Tiere. In Wirklichkeit waren es mehr, denn wir konnten nur die zählen, die wir von unserem niedrigen Versteck aus sahen. Die Schläge und Stöße verstummten in der Ferne. Wie der Kampf endete? Wir wissen es nicht. Für eine Stunde hatten Adank und ich Zeugen sein dürfen. Wenigen Menschen nur wird das Glück beschieden gewesen sein, ein solches Schauspiel zu erleben.

Am nächsten Tage verlegten wir unseren Lagerplatz ins Innere des Nashorngebietes; wir waren überzeugt, noch nicht tief genug in das eigentliche Weideland der Weißen Nashörner



*Überall schoben sich graue Riesenrücken durch den Busch . . .*

eingedrungen zu sein. Der Wagen wurde mit der Ausrüstung und den fotografischen Geräten beladen. Langsam rollte er durch das hohe Gras, über zahllose, darin verborgene Hindernisse hinweg. Jeder Schritt konnte unerwartete Überraschungen bringen. Nicht unbedingt die Nashörner mußten es sein, die uns wach hielten. Der üppige Pflanzenwuchs war erfüllt von tausendfältigem Leben, von dem uns zwei Arten besonders bedrückten: die Kobras und die Puffottern. Kein Tag verging, an dem wir nicht in unliebsamer Weise mit ihnen Bekanntschaft schlossen. Den Umgang mit Schlangen ist der Buschläufer gewohnt. Er weiß, wie er sich zu verhalten hat. Zu einer unerträglichen Nervenbelastung aber werden lauende Schlangen, die man im meterhohen Gras nicht oder zu spät sieht. Immer mußte ja ein Zulu durch hohes Gras vor dem Auto herlaufen und die Fahrerin suchen. Langsam, sehr langsam ging es so voran; ohne ernststen Zwischenfall erreichten wir schließlich eine alte Fahrspur. Dennoch ließen wir weiterhin einen der Zulus vor dem Wagen herlaufen – sicher ist sicher. Wie berechtigt dies war, zeigte sich alsbald, als der Zulu plötzlich stehenblieb und gewichtig auf eine Stelle deutete. Sein Verhalten verriet mir sofort, daß er auf Nashörner gestoßen war. Mit einem Griff faßte ich die Leica, mit einem Satz war ich draußen. Wie stets in solchen Fällen, stand alles sofort still und verharrte auf seinen Plätzen. So alltäglich es klingen mag, so zum Herzzerspringen erregend war es für uns: Nichtsahnend kam eine Nashornfamilie auf uns zumarschier, genau in unsere Richtung . . .

Von Busch zu Busch suchte ich Deckung, Schritt für Schritt kamen wir uns näher, ich trat aus der Deckung hervor – frei standen wir uns gegenüber.

Ich riß die Kamera hoch und „schoß“. Damit hatte ich vielleicht nicht gerade etwas Vernünftiges getan, doch stellte es sich später heraus, daß diese Aufnahme zu meinen besten zählte. Die Tiere erschrakten und flüchteten – eines von ihnen unglücklicherweise in Richtung auf mich zu. Das weitere spielte sich nun blitzschnell ab. Auch ich versuchte zu entkommen. Bei dem hastigen Lauf – mit der Kamera in der Hand! – wandte ich mich einmal kurz nach meinem Verfolger um – und fiel dabei in ein Erdschweinloch, das mir beim Pirschen entgangen war. Zu allem Überfluß auch noch auf meine Kamera. In panischer Angst rappelte ich mich blitzschnell wieder auf, stieß dabei jedoch so hart gegen einen Baum, daß ich für einen Augenblick nicht wußte, wo ich eigentlich war. In diesem verzweifelten Moment raste das Tier auch schon wie eine wildgewordene Dampfwalze an mir vorbei und verschwand auf Nimmerwiedersehen im Busch . . .

Es hatte mich nicht umgerannt. Das allein zählte. Die Deformierung meiner Stirn nahm ich dafür dankbar in Kauf.

Die Kunst, dem Nashorn nahezukommen, hängt weitgehend von eingehender Kenntnis der Tierart und ihrer Gewohnheiten und von der Geschicklichkeit im rechten Augenblick ab. „Regeln für den Umgang“ gibt es nicht. Entweder erkennt man schnell seine Möglichkeiten – oder alles ist vorbei. Kein Nashorn, das „in der Gegend herumsteht“, läßt dem Kameramann,







so es ihn gesichtet hat, Zeit zur Ausarbeitung eines Schnappschußplans. Grundsätzlich taten wir jeden Schritt mit Bedacht. Gelaufen wurde nur hintereinander, jede Unterhaltung war verboten. Dieser Methode verdanken wir manchen Erfolg.

Einen einprägsamen Beweis dafür lieferte eine schlafende Nashornfamilie. Dank unserer Vorsicht gelangten wir überhaupt erst einmal in ihre Nähe. In dem Augenblick, da wir sie sichteten, verschwanden meine Kameraden lautlos im Gras. Jeder wußte, daß es jetzt an mir sei, die Kamera in Schußweite zu bringen. Mit jedem Strauch, jedem Grasbüschel, die Deckung geben konnten, mußte gerechnet werden. Schließlich kröch ich auf Händen und Füßen, um das letzte Stück nach infanteristischer Manier auf dem Bauche zu robben. Der Bruch des kleinsten Ästchens hätte mich verraten. Viel Schweiß war vergossen, bis ich – nach Schätzung – wagen konnte, ganz vorsichtig den Kopf zu heben. Vor mir lagerte, keine 15 Meter entfernt, die Familie Nashorn, ein Bild animalischen Behagens und göttlichen Friedens. Das Muttertier hatte den rechten Vorderfuß eingeknickt, wie Hunde es gern im Schläfe tun, der mächtige Kopf mit dem breiten Maul war auf den Boden gestützt. Im Schutze seines gewaltigen Körpers hatte sich das etwa zweijährige Kalb niedergetan. Mit angehaltenem Atem hob ich die Leica aus dem Gras und löste die erste Aufnahme aus. Kaum hörbar arbeitete der Verschuß, doch laut genug für das überfeine Ohr der Nashörner. Nach dem ersten „Schuß“ spielten die Ohren des Kalbes. Bei dem zweiten Klicken hob es lauschend den Kopf, bei der dritten Aufnahme stand es auf. Dadurch erwachte auch die Kuh. Sie erhob sich sofort und nahm sichernde Stellung ein. Mir wurde siedend heiß in dieser Lage. Alles, was ich tun konnte, war, Deckung hinter den paar Grashalmen zu nehmen und mich – so platt es irgend ging – dem Boden anzuschmiegen. Minuten bangen Wartens. Was würden sie tun? Wohin würden sie sich wenden? Sie taten zum Glück etwas sehr Vernünftiges. Mutter Nashorn setzte sich in Trab, und das Kälbchen folgte.

\*

\*

\*

Meine erste Expedition ins Nashornland war beendet. Weitere würden folgen . . . Die harten, arbeitsreichen Wochen wurden belohnt – mit einer Handvoll Bilder. Wäre es auch nur ein einziges gewesen, ich hätte keinen Anlaß zur Klage. Hatte ich doch überdies einige Erfahrungen sammeln können, die den Grund für spätere Erfolge legen sollten. Außerdem war uns anderes, seltenes Wild zu Gesicht gekommen.

Sehr bald hatte ich herausgefunden, daß die wirklich lebenswichtigen Ereignisse bei der Familie Nashorn an bestimmte Jahreszeiten gebunden sind. Auch spätere, „vergebliche“ Fahrten lohnten sich durch die Erkenntnisse, die sie brachten. Über eine lange Beobachtungsperiode hinweg hatte ich Tatsachen zusammengetragen, die mit Sicherheit anzeigten, daß am Ende der Regenzeit – wenn das Gras noch grün ist, aber der Wassermangel schon mit festem

Bild der vorangegangenen Doppelseite:

*Nichtsahnend kam eine Nashornfamilie auf uns zumarschiert . . .*